



Ein naturwissenschaftliches Volksblatt. Herausgegeben von C. A. Hofmähler.

Wöchentlich 1 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter für vierteljährlich 15 Sgr. zu beziehen.

No. 46.

1859.

Der Schlaf.

Von Gerthold Sigismund.

II.

Keinem anderen Wesen hat die Natur in so hohem Grade gestattet, sich innerhalb der Schranken ihrer Gesetze mit einiger Freiheit zu bewegen, als dem Menschen. Wohl unterliegt auch er der Nothwendigkeit, daß sein Leben nicht in gleichmäßiger Stärke und Vollkommenheit sich fortbewegen darf wie eine gerade Linie, sondern in Wellenlinien von Crescendo zum Decrescendo auf und abschaufeln muß; aber welche verhältnismäßige Willkür ist ihm nicht innerhalb dieses zwingenden Gesetzes erlaubt, wie mannschaft finden wir nicht die Menschen geartet in Bezug auf Schlaf und Wachen! Welche unüberschbare Reihe von „Eigenheiten“, die der Mensch durch Gewöhnung (einen so leicht hingesprouchen und so unergründlich tiefen Vorgang) angenommen hat. Es giebt unter den Menschen Nacht- und Tagwacher, Lang- und Kurzschläfer, es giebt Einzelne, die sich die Ruhe mehrere Nächte hindurch ganz entziehen können, Andere, die sich durch künstliche Mittel in scheinbarartigen Schlaf versetzen; die Meisten schlafen nur in stillem Raum, Andere nur bei gewissen Geräuschen ruhig und fest; Manche können willkürlich zu festen Zeitpunkten erwachen; Einzelne vermögen im Tischen erquicklich zu schlummern; Andere können zuweilen sogar während des Gehens schlafen. Viele schlafen fest und tief „wie Käse“, Andere leicht „wie Hasen“; Manche liegen im Schlafe starr und steif wie Mumien, manche Klüber dagegen machen fast fortwährend automatische Bewegungen; Einzelne athmen im Schlummer unhörbar leise, Andere schnarchen „wie die Bassgeigen“. Jeder Mensch hat im Schlafen, wie im Gehen,

Reden, Lachen, ja sogar im Niesen seine Eigenheiten, und der Beobachter, der die Individualitäten studiert, findet in der Art des Schlafens oft die bezeichnendsten Ausdrücke der Besonderheit, die man Charakter nennt. Eine achtsame Mutter kennt die Eigenart ihrer Kinder, die sie im Schlafe äußern, mit großer Sicherheit.

So mannschaftig aber auch der Schlaf bei den einzelnen Menschen auftritt, so sind doch eine Reihe seiner Erscheinungen bei Allen gemeinsam. Und diese muß man besonders beachten, um zum Verständnisse des wunderbaren Lebensvorganges zu kommen.

Der erste Akt des geheimnißvollen Vorganges besteht in den, eine Katastrophe des Lebens andeutenden Vorgefühlen, die man Schläfrigkeit nennt. Sie äußert sich zuerst im Auge, dem edelsten Sinne. Der Blick vertieft an Glanz und Lebhaftigkeit, in der Bindehaut entsteht das Gefühl der Trockenheit („Sandmännchen streut ein“); die Lider beginnen zu blinzeln, von Zeit zu Zeit erfolgt durch eine krampfartige Entladung eine Ergießung von Thränen. Das obere Lid, „des Auges Transparenzvorhang“ (wie es Shakespeare nennt), flakt, oft trotz unseres Gegenbefehles, herab. Auch in den Athembewegungen treten unwillkürliche Störungen ein; eine plötzliche, meist unbeflegbare Nothigung zwingt uns zu einzelnen tiefen und schweren Ein- und Ausathmungen, zum Gähnen.

Die Sinneswahrnehmungen werden stumpfer. Versucht ein Schläfriger zu lesen, so erblickt er die einzelnen Wörter oder Buchstaben, wie durch einen trüben Flor, ohne

Zusammenhang und in gebrochenen Kolonnen, wie ein stehendes Heer; endlich verschwimmt Alles im Nebelgrau. Auch das Ohr verläßt dem Schlaftrügen den Dienst. Er hört vom Gespräche seiner Umgebung nur abgerissene Laute oder sinnloses Summen; von einer Musik vernimmt er nur einzelne Stöße, der Faden der Melodie scheint ihm an vielen Stellen gerissen, zuletzt vermengen sich alle Töne zu einem chaotischen Brausen und Klängen.

Gleichzeitig verliert der Schlaftrüge mehr und mehr die Kraft der willkürlichen Bewegung. Der Gang eines Schlaftrügers wird schleppend und unsicher, selbst taumelnd. Die Nackenmuskeln, die das Haupt tragen, erschlaffen, der Kopf nickt nach vorn und diese Haltung ist so bezeichnend für den Schlaftrüger, daß wir „Einknicken“ für gleichbedeutend mit Einschlafen brauchen. Wie eine Gruppe von Muskeln nach der andern erschlafft und dienstunfähig wird, sieht man am besten an Menschen, die über körperlicher Arbeit einschlafen. Der müden Spinnerin fallen die Elber zu, der Kopf nickt vor, so daß er fast die Spinne berührt, aber noch zieht die Hand Fäden aus dem Wollen, noch bewegt der Fuß das Rad; bald erlahmt jedoch die Hand und sinkt in den Schooß, zuletzt werden auch die Bewegungen des Fußes unregelmäßig und gerathen ins Stocken, und der eben noch in bewußter Thätigkeit und in anmuthiger Bewegung begriffene Mensch gleicht einem todtten Gebilde, und zwar nicht einmal einer Bildsäule, sondern einem zusammengesunkenen unschönen Gliedermann.

Eine auffallende Veränderung zeigt die Miene des Einschlafenden. So schön das Gesicht mancher ruhig schlummernden in seiner milden Ruhe und Leidenschaftlosigkeit erscheint, einen so unschönen, mehr kläglich als komischen Eindruck macht das Gesicht des Einschlafenden, namentlich dann, wenn er vergebens strebt die Oberhand über seine rebellischen Glieder zu behaupten. Der Gesichtsausdruck des Schlaftrügers wird schlaff, nichts sagend, geistlos. Einen noch unangenehmeren Eindruck macht es, wenn ein sehr Schlaftrüger zu sprechen versucht. Selbst wenn er geistvolle Gedanken äußern könnte, sie würden uns mißfallen, in so hohlem, accentlosem Tone werden sie mehr gelacht als gesprochen; bald geräth der schlaftrüger Sprecher gar ins Stammelnd und bricht endlich mitten in einem Satze ab. Jeder Erwachene weiß aus Erfahrung, daß ein Entschlummern, das wider unsern Willen die Gehirnthätigkeit stört, ebenso unangenehme Gefühle erweckt, wie das allmähliche Hinüberweichen aus dem Tage des hellen Bewußtseins in die Traumbämmerung angenehm und wohlthuend ist. Dort ruht der Fluß der Gedanken in unschöner Art ab, wie wenn ein Musiker seinen Vortrag mitten in einem Gedanken unbefriedigend abbricht; hier führt und eine liebliche Cadenz aus dem strengen Takte eines ersten Tonstückes sanft hinüber in ein Tonspiel, das erhaben und gedankenlos, wie der Hall der Herdenglocken im Walde, und gleichwohl ebenso anmuthig klingt, wie dieses chaotische Gebimmel.

Befördert wird der Uebergang zum Schlafe durch sehr hohe oder niedrige Temperatur, durch Ermüdung, durch weingeisthaltige Getränke, durch narcotische Stoffe. Aber auch andere Umstände, die nicht unmittelbar in den Stoffwechsel des Körpers eingreifen, vermögen einschlafend zu wirken. Durch Fortziehung der Sinneneize (namentlich des Lichtes), durch fortgesetzte Aufnahme gleichförmiger Sinnesindrücke, seien sie nun plötzliche Regentropfen oder der Klang leerer Worte und hohler Verse, entsteht das unangenehme Gefühl der Vaganteweile, und bei ungebildeten Menschen, die sich ohne fremde Hülfe nicht auf eigene Kräfte geistig unterhalten können, Schlaftrüchtigkeit und Schlaf.

Verzögert und erschwert wird das Einschlafen durch den Genuß von Kaffee und Thee, durch kalte Füße, durch körperliche Schmerzen, wenn sie auch so gering sind, daß sie uns am Tage nicht in unserer Thätigkeit stören. Oft hindert uns ein leiser, am Tage fast unbeachteter Zahnschmerz lange am Entschlummern. Sehr störend wirken auf das Einschlafen ungewohnte Sinnesindrücke. Das Geräusch einer nagenden Maus kann uns gewaltig hemmen, selbst ein fremdes Schlafzimmer verzögert das Einschlafen gar oft. Noch schlafwideriger wirkt geistige Aufregung, rühre sie nun her von gemüthlichen Eindrücken oder von wissenschaftlichen oder künstlerischen Gedanken, die werbustig wie die Floden eines Schneesturmes durcheinander saufen. Hier ist das allbekannte Einschlafungsmittel, die Zahlenreihe herzusagen, ohne sich um etwaige Fessler zu kümmern, das beste Wiegenglied, weit besser als J. Pauls künstliche und zum Theil zweckwidrige Rathschläge zum Einschlafen.

Die natürliche Schlafzeit für den Menschen ist die Nacht. Der Schiffer, der in Polargegenden einen nachlosen Sommer verbringt, wird völlig wirr in seiner Lebensweise und sehnt sich nach den Ländern zurück, wo die alltägliche eintretende Dunkelheit den Rhythmus seines Lebens regelt. Großstädter und einzelne Sonderlinge (wie Müller, der Dichter der Schulb) kehren wohl die Ordnung der Natur um, aber nie ungestraft. Aber zu rechtfertigen sind die Bewohner der heißen Länder, wenn sie den glühigen Tag über schlafen und die kühle Nacht zum wachen Leben vorgehen.

Um erquickend zu schlummern, muß der Mensch sich legen, so daß die Muskeln, die ihm sein Vorrecht vor den Thieren, die aufrechte Haltung, geltend machen mußten, ruhen können. Die meisten Schlaffer liegen auf der Seite; davon heißt der Seitenthief des Hauptes, mit dem man auf dem Rücken ruht, die Schläfe. Manche gesunde Menschen behaupten, nur auf einer bestimmten Seite oder nur auf dem Rücken schlafen zu können. Bei gewissen Kranken ist eine solche Lagerung leicht verträglich; bei Feinden gehört sie, wenn man nicht dem obgläubigen Weisenden glauben schenken kann, zu den unerklärlichen „Gewohnheiten“. Kinder nehmen oft im Schlafe die wunderlichsten Lagen an, manche kleine Schlaffer vollbringen im Bette wahre Equilibristen-Kunststücke. Im Sagen zu schlafen ist wohl möglich, aber un bequem und nicht erquicklich, außer bei einer kurzen Tagessiesta im wohlgebauten Lehnstuhle. Auch im Gehen auf bekannten Wegen verfallen manche Menschen in eine Art Halbschlaf. Ich habe mehrmals Boten, die mir auf ärztlichen Nachgängen vorleuchteten, ein Gleichschlafen machen sehen, aus dem sie nur beim Stolpern erwachten. Ein noch größeres Kunststück ist ein Stehschlaf, wie ihn die Säulenheiligen der altchristlichen Zeit, die Zahlreih in ihrer Stellung auf einem Säulenstamm ausharrten, übten und wie ihn verrückte Fakirs in Ostindien noch jetzt üben sollen. So widerlich uns solche verbotene Fanatiker auch sind, einen Gewinn hat uns ihr im Unfinn vergeubetes Leben doch gebracht, nämlich den Beweis, daß der Wille vermag. Im Stehen zu schlafen erscheint uns fast eine noch stärkere Probe der Kraft des Willens, als wenn andere Trefsnisse sich den Schlaf versagen und Speise und Trank verschmähen.

Die Ruhe, welche der Schlaf den von längerer Thätigkeit angegriffenen Organen bringt, kommt hauptsächlich den willkürlichen Muskeln zu gute. Gliedmaßen und Kumpf liegen in schlaffer Bequemlichkeit; selbst die Muskeln, welche der Wiene ihren eigenthümlichen Ausdruck geben, sind weniger gespannt als im Wachen. Das Gesicht des leise schlafenden Menschen gewinnt etwas Milde, Friedliches,

liches, das des tief Schlafenden dagegen zuweilen eine Härte und Starcheit, die uns fast wie eine Todtenmaske erscheint. Besonders anmuthig erscheint das Antlitz sanft schlummernder Kinder, wenn es zumal von milder Röthe überhaucht wird. Zuweilen geht, als Spiegelbild einer traumhaften Empfindung, eine flüchtige mimische Bewegung über das Gesicht der Schläfer, oder die Glieder vollbringen eine hastige oder träge, meist unbeholfene Bewegung — sonst liegt der Schlafende regungslos da, wie eine Leiche.

Auch die inneren, unwillkürlichen Bewegungen lassen an Energie nach. Der Herzschlag und Puls eines gesunden Schlafers ist etwas langsamer, als er im Wachen war; das Athmen erfolgt weniger rasch, bei leisem Schummer fast unmerklich, bei tiefem Schläfe schwer und hörbar. Die Eigenwärme des Körpers sinkt um ein Geringes; besonders gegen Morgen hin fühlt ein Schläfer, der ein warmhaltendes Bett entbehrt, deutliches Schauern auch in nicht kalten Nächten.

Die Dauer des zum Leben nothwendigen Schlafes hängt hauptsächlich vom Alter ab. Das neugeborene Kind verschläft den größten Theil seiner Tage, das dreijährige bedarf wenigstens zwölf Stunden zur Ruhe. Erwachsene brauchen im Durchschnitt sieben bis acht Stunden Schlafzeit. Einzelne, geistig sehr rege Menschen begnügen sich mit kürzerem Schläfe. Friedrich der Große, Newton und viele Gelehrte gönnten sich nicht mehr als fünf Stunden zum Ausruhen. Viele Weise schlummern kaum so lange. Die gänzliche Umkehrung des Schlafes mehrere Nächte hindurch scheint von Frauen leichter ertragen zu werden, als von Männern; die Mutterliebe triumphirt am herrlichsten über die Zwangsherrschaft der Natur. Ein über zwölf Stunden während der Schlaf ist stets ein Zeichen krankhaften Zustandes.

Das Erwachen aus dem ungestört verlaufenden Schläfe erfolgt bei verschiedenen Menschen verschieden. Ein Phlegmatiker macht erst mancherlei Anläufe zum Wachwerden, gähnt, reißt sich die Augen, streckt und dehnt sich, bis er sich aus den Flornetzen des Schlafes lösmacht; ein Sanguiniker springt mit einem Sprunge, frisch und froh wie ein erwachender Vogel, in das Tagelicht hinein. Heftige Sinnreize werden die meisten Schläfer. Erregbare Naturen erwachen durch einen Brandgeruch, den Andere nicht wahrnehmen; der aufgehende Mond oder ein Wetterleuchten verheißt Nervösen den Schlaf. Der beste Wetter ist das Ohr; auf gleichgültige Worte, die man an einen Schläfer richtet, erwacht er übriges weniger leicht, als wenn er seinen Namen oder einen bedeutungsvollen Ruf vernimmt. Das Erwachen bezeichnet den Schlaf gegen Morgen hin und in den Nächten zur Zeit der Lindenblüthe als einen besonders tiefen und schwer zu verschreckenden.

Während man durch eine plötzliche Unterbrechung der Stille in der Regel von Schlaf erweckt wird, verschreckt hinwiederum das Aufhören eines gewohnten Geräusches nicht selten die Ruhe; der Müller und Postknecht wachen auf, wenn die Mühle oder der Wagen steht.

Eine merkwürdige Thatsache ist der Einfluß, den der Wille auf das Erwachen ausübt. Der beim Zubettgehen gefasste, am besten auf irgend eine Art laut gemachte Vorsatz, zu einer bestimmten Stunde zu erwachen, verfehlt selten seinen Zweck. Es gewährt dem Naturbeobachter, der so oft mit Schmerz das Fleisch stärker findet als den Geist, nicht geringe Freude, wahrzunehmen, was des Menschen Wille vermag, wenn er ernstlich ist. Der Mensch ist Unterthan, aber nicht Sklave der Natur.

Die Erneuerung unserer Kräfte, die frische Regsamkeit und Thatenlust, das wohlthuende Gefühl der Verjüngung, das uns beim Erwachen vom gesunden Schlaf erquickt, ist Allen besanft. Nur Wenige dürften aber einen Umstand beachtet haben, der beim erwachenden Menschen eintritt. Der vom Schlaf Erstandene ist nämlich nicht nur reger und kräftiger, als er vor dem Einschlafen war, sondern auch länger. Bei manchen Erwachsenen ist die Körperlänge am Morgen fast einen Zoll größer als des Abends. Dieser besremende Wechsel, der jedes Ruhebett zum Streckbette macht, erklärt sich natürlich aus dem Bau der Wirbelsäule. Zwischen den einzelnen Wirbeln nämlich, die einer aus Damensteinen aufgebauten Säule ähneln, liegen weiche Knorpelscheiben, die am Tage durch das Gewicht des Körpers gedrückt und etwas verflacht werden, in der Nacht aber, wo sie von jenem Drucke frei sind, ihre frühere Gestalt wieder annehmen.

In den gegebenen Andeutungen dürften die Hauptzüge zu einem Bilde des täglich wiederkehrenden und nur deshalb weniger wunderbar erscheinenden Vorganges enthalten sein, durch den wir in den Ursprung unseres Daseins, wie es im Mutterchoos war, periodisch zurückverfest werden. Die letzten Gründe desselben sind so gut unersorschlich, wie die aller anderen Naturvorgänge; eigentlich ist aber nicht das Schlafleben — wie Viele wähnen — die dunklere, geheimnißvollere Seite des Menschendaseins, sondern das Wachsein. Der Schlaf ist Urzustand, aus dem sich das Lebenbige hervorbildet, das Wachen ist nur die weitere und höhere Entwicklung des Schlaflebens.

Der geneigte Leser, der in diesen Zeilen außer anderen Mängeln auch den zu rügen findet, daß bei der Darstellung des Schlafes ein Hauptpunkt, nämlich der Traum ganz übersehen sei, möge als Entschuldigung gelten lassen, daß diese umfassende und anziehende Frage einer besonderen Erörterung vorbehalten werden müsse.

Die Arve, Pinus Cembra L.

Ischudi nennt sie sehr passend die Alpen-Geder, denn auf dem ganzen europäischen Alpenrätel von der Dauphiné an bis zu den Carpathen ist sie das, was auf dem Libanon die Geder ist. Sonst heißt sie auch noch Zirbel-Firne oder Zirbe, und die Wälschtiroler nennen sie Arolla. Sie ist die letzte Vertreterin der Baumwelt in

der Alpenregion, und mischt sich noch in die Gesellschaft der schon nicht mehr Baum zu nennenden Zwergalster oder des Knieholzes (Pinus Mughus Scopoli oder Pinus pumilio Haenke).

Nenn man auf dem vielbegangenen Touristenpfade von Grindelwald über die Wengernalp hinüber nach dem

Lauterbrunnenthale steigt, so kommt man auf der Wengern-Scheide auf eine Alpenplatte, auf welcher die Trümmer eines Urvenwaldes umherstehen. Unser Holzschnitt zeigt uns mit Porträtsähnlichkeit das treue Abbild des einen von den kräftigsten Bäumen jener gelichteten Reihen. Im Hintergrunde stehen die abgewitterten Stämme anderer, welche den wüthenden Stürmen trogend sich wohl ein Glied nach dem andern vom Leibe reißen ließen, aber Stand hielten; denn das Holz des Urvenstammes ist zwar leicht, aber zähe wie Eisen, und mit ihren weit ausgreifenden Wurzeln krallt sie sich tief und fest in den Felsenboden ein. Dann kommt zuletzt der Kiefer und fällt die graue Baumruine, und trägt auf seinem Rumpf das balsamisch duftende Holz feuchend in seine Hütte.

In großen Gebieten der Schweiz ist die Urve nicht bekannt, denn ihre Verbreitung ist sehr ungleichmäßig und lückenhaft. Am häufigsten findet sie sich in den rhätischen Alpen, wo sie die hohen Alpenjochs noch mit ausgebreiteten Wäldungen überzieht, die letzten bereits krüppelhaften Fichten unter sich zurücklassend. Hier ist wohl für Mitteleuropa ihr Vorkommen, denn in Tirol, wo sie von den österreichischen Alpenländern am häufigsten vorkommt, wächst sie doch meist nur einzeln oder horstweise und nur selten in kleinen zusammenhängenden Beständen. Dennoch ist die Urve für Tirol außerordentlich wichtig, indem sie den zahlreichen Spielwaaren-Schnitzern, z. B. 2500 im Götener Thale, ihr feines dichtes Holz liefert. Doch muß dabei bereits die Fichte ausschalten, weil das Urvenholz abzunehmen anfängt. In großer Verbreitung kommt die Urve im Ural vor, wo sie z. B. im Lande der Wogulen so vorherrschend ist, daß alle Welt des Sonntags Zirbelnüsse knack wie wir Haselnüsse, und jede Familie mit Leichtigkeit jährlich 24—30 Pfund sammelt.

Da die Urve bis zu 7000 Fuß emporsteigt, und am Stilfuhr Joch sogar noch 7893 Fuß über dem Meerespiegel wächst, so läßt sie sogar das Knieholz hinter sich zurück, und auch die niedrigen Buschbäume der Alpenrose überholt sie an manchen Orten. Dann stehen die ehrwürdigen, fast immer stummelartigen Bäume einsam auf grüner, selbst immer Alpenmatte, neben sich und unter sich das Eis der Gletscher und nur noch die heiteren, großblumigen Alpenkräuter lassen ihre stammverwandte Gesellschaft.

Der Unachtsame, der vielleicht nicht einmal fragt: „hier oben noch Bäume?“ geht dann ohne sie zu erkennen vorüber, denn er hält sie für Kiefern, wenn er sie nicht gar Tannen oder Fichten titulirt. Die Urve ist aber kräftiger als die ihr allerdings nahe verwandte Kiefer; ihr grauröthlicher Stamm, der sich unten in einige Fackel, oft fast wagerecht ausgreifende Äste theilt, fällt nach der Spitze hin schneller ab, und die jüngsten Triebe sind wenigstens dreimal dicker als bei der Kiefer. Auf sehr feistigem Boden, wo die Herzwurzel nicht hinunter kann, muß sich auch der Stamm beschränken und bekommt eine schirmförmige Krone, so daß der Baum dann einigermassen an die Pinie erinnert. Das dunkle saftige Grün der Nadeln und die meist in schönen Bogen emporgerichteten äußersten Triebe des ganzen Kronenumfanges geben dem Baum etwas Ernstes und dabei doch Zierliches.

Die Nadeln sind fast doppelt so lang als die der gemeinen Kiefer, und stehen nicht wie bei dieser zu zwei (Siehe Nr. 1 unserer Platte), sondern zu fünf, worin die Urve mit der aus Nordamerika bei uns eingebürgerten Weymouthskiefer übereinkommt.

Ein hauptsächlichstes Unterscheidungsmerkmal den übrigen europäischen, wenigstens deutschen Nadelbäumen gegenüber, liegt in dem Zapfen und den Samen. Der erstere ist nicht kegelförmig, wie der der Urve zunächst verwandten Kiefer, sondern eiförmig, in der Gestalt einer kleinen Ananas noch mehr nahekommend als der Pinienapfel. Unter den großen Zapfenschuppen liegen je zwei eiförmige schwach dreifantige kirchferngroße Nüsschen, die unter einer harten, hölzernen Schale einen süßen ölreichen Kern enthalten. Bei allen übrigen europäischen Nadelbäumen ist der Same klein und mit einer großen flügelartigen Haut (dem Flügel) versehen, und nur die Pinie hat ähnliche schwere Nüsschen. Dieser Vorzug ist beiden Bäumen Unglück, denn nicht bloß die Thiere des Waldes, sondern auch die Menschen lassen nur wenig davon übrig, so daß es schwer hält, Samen zur Aussaat zu erlangen. Daher ist die Urve in den europäischen, wenigstens in den Schweizer und Tiroler Alpen entschieden im Abnehmen, und wenn nicht von den obersten Forstbehörden eingeschritten wird, so wird vielleicht die Zeit kommen, wo auf den Zinnen unserer Alpen die deutsche Eder ebenso zu zählen sein wird, wie die Eder des Libanon.

Dazu kommt noch die in mehr als einer Rücksicht treffliche Beschaffenheit des Urvenholzes. Es ist außerordentlich fein, und wegen sehr wenig hervortretender Verschiedenheit der Jahresschichten fast gleichmäßig dicht, während bekanntlich unter Kiefern- und Fichtenholz so bestimmt in weiche und harte Schichten getheilt ist, was zu vielerlei Verwendungen, namentlich zu Schnitzereien, diese Holzarten unbrauchbar macht. Der starke balsamische Geruch des Urvenholzes hält die Holzweimer ab und soll selbst andere lästige Insekten abhalten. Frisch gespalten sieht es weiß aus, bekommt aber an der Luft bald einen angenehmen morgenrothen Ton.

Die Urve in die Ebene herabzuversetzen unter den Schutz einer sorglichen Staats-Forstverwaltung scheint fast unaussprechbar zu sein, denn das Kind der rauhen Alpenhöhen gedeiht nicht in den lauen Ruffen der Ebene. Man hat jedoch vielleicht bei den mit ihrem Anbau gemachten Versuchen darin gefehlt, daß man ihr einen zu trockenen kalten Boden anwies. Eschubi sagt, daß sie den feuchtesten Schieferboden jedem anderen entschieden vorziehe. Mit diesem Ausspruch stimmt der vielerfahrene Wessely in seinem Buche „die österreichischen Alpenländer und ihre Forste“ ganz überein. Es ist daher doch vielleicht zu hoffen, daß es gelingen wird, den prächtigen Baum an quelligen Orten unserer rauhen Waldberge einzubürgern, soweit diese Gneis, und Thonschieferboden haben. Zu Parkanlagen in der Ebene läßt sich die Urve jedoch wahrscheinlich nicht zwingen, obgleich ich in einem Park bei Leipzig zwei etwa 20 Jahr alte Bäume kenne, die nicht schlecht stehen. Will man durch einen andern Baum sich das prächtige Bild der Urve ersetzen, so eignet sich dazu sehr gut die österreichische oder Schwarzkiefer, *Pinus austriaca* Host. Durch ihre langen, harten, dunklen Nadeln und ihre sehr kräftigen weitausgreifenden Äste, deren Endtriebe viel dicker und größer sind als bei der gemeinen Kiefer, kommt sie der Urve nahe. Ihre Krone ist jedoch weniger ruhig und zierlich, da die längeren Nadeln feil und struppig von den Trieben abstehen. Sie gedeiht in den mitteldeutschen Ebenen mit nicht zu fruchtbarem Boden und im Vorgebirge sehr gut, wie das z. B. die Leipziger Bestätigten können, wenn sie wissen, daß die kräftigen Bäume nicht bei dem wasserlosen Wasserfalle neben dem Schneckenberge Schwarzkiefern sind.



So haben wir unsere Baumstüben auf hoher Bergzinne begonnen. Es soll zunächst die auf der nächst tieferen Stufe heimische Fichte folgen, in den Tagen, wo sie uns Allen als Weihnachtsbaum nahe sein wird. Ich hoffe, es

soll mir gelingen, durch meine Künstler zu zeigen, daß es möglich sei, auch im Holzschnitt, der doch der Farbe ganz und der feineren Technik zum Theil entbehrt, den Baumarten im Bilde ihren Charakter zu lassen.

Die Natur Schleswig-Holsteins.

(Schluß.)

Es ist uns nicht vergönnt jetzt tiefer auf die Geschichte der Ostsee und des Böttinischen Meerbusens einzugehen, was Gelegenheit geben würde, uns mit den scharfsinnigen und erfolgreichen Forschungen bekannt zu machen, welche in neuerer Zeit hierüber angestellt worden sind. Gehen wir daher nur bis zu dem Punkte zurück, von wo aus eine gewaltthätige Katastrophe über die Inselländer hereinbrach, welche jetzt die Nordsee von der Ostsee trennen. Auf diesem Punkte finden wir das böttinische Meer aus einem vormaligen Meerbusen des Polarmeeres durch Hebung seiner Ufer zu einem großen Binnenmeer umgestaltet. Rings umschlossen von seinen Ufern, immer höher emporgehoben und wie heute noch von vielen wasserreichen Flüssen gespeist, mußte diese über 1000 □ Meilen große Wasserfläche die schwächste Stelle ihrer Umfriedigung zu durchbrechen suchen. Diese war die südliche. Der Durchbruch erfolgte durch diese südliche Vormauer zwischen der Südspitze Finnlands und Stockholm — und die Alandsinseln sind die Ueberreste dieser Vormauer.

Viele und sorgsam erpähete Merkmale sprechen für die Wirklichkeit dieses Ereignisses, wie auch mehrere Merkmale an anderen Orten für die großartigen Nachwirkungen desselben an eben diesen anderen Orten sprechen.

Der gerade aus südlich gerichtete Stoß dieses furchtbaren Wassersturmes wühlte zunächst die große Bucht bei Danzig und Königsberg aus, und wurde dann durch den Rückstoß und wahrscheinlich gleichzeitig durch den Rückstoß des aufgetaueten finnischen Meerbusens nach Westen abgelenkt, wo er zusammenhängende Ländermassen in zahlreiche Inseln zerriß und des größten Theils ihrer Felsenoberfläche beraubte. Nur bälaufig darf ich erwähnen, daß es vielleicht diese Fluth gewesen ist, welche Norddeutschland stellenweise mit Sand überschüttete, in welchem man bis in die Marken Versteinerungen verstreut findet, welche nur aus dem Norden stammen können.

Die Zeit dieses gewaltthätigen Ereignisses läßt sich nicht bestimmen, sie fällt jedoch nach allen aufgefundenen Merkmalen vor die Entstehung des Menschen, und ist nicht zu verwechseln mit der großen Eimbrischen Fluth, welche wahrscheinlich in das Bronzealter 6 — 800 Jahre vor Christus fällt. Der dänische Naturforscher Steenstrup bringt mit jener baltischen Fluth die uralte Gessonsage in Verbindung, welche die Insel Seeland aus einem Stück Schweden entstehen läßt. Diese Deutung steht allerdings der Kritik des Menschen zu jener Zeit vorau.

Als drittes Moment der Gestaltung Schleswig-Holsteins und der Nachbarländer nannte ich in voriger Nummer das Wort Drift. Mit diesem der englischen Sprache entlehnten Worte bezeichnet man als Driftformation, auch erratische Formation genannt, eine Ablagerung von einzelnen großen Felsblöcken, welche über die südlichen Küstenländer der Nord- und Ostsee und des finnischen Meerbusens in großer Menge ausgestreut sind.

Diese Blöcke sind oft von bedeutender Größe, und da man ihnen leicht ansieht, daß sie durch irgend eine unbekannte Kraft an die Stelle, die sie jetzt einnehmen, gebracht worden sein müssen, und menschliche Kraft dazu nicht ausreicht, so waren sie von Alters her als Opferteile, Riesensteine u. s. w. ein Gegenstand der Sage. Viele dieser Blöcke haben einen Inhalt von vielen tausend Kubikfuß.

Der Verbreitungsbezirk derselben erstreckt sich von Grönningen in Holland längs der ganzen Nord- und Ostseeküsten durch Westphalen und Hannover, längs dem Nordrande des Harzes durch Schlesien und Polen, südlich von Breslau und Warschau bis Tula. Die Riesenschale vor dem Museum in Berlin ist aus einem solchen Block gemacht, den man nicht sehr weit hergeschafft hat.

Kast immer sind diese Blöcke scharfkantig und frisch, als wenn sie gar nicht so lange erst gebrochen wären, so daß man den Glauben, sie seien durch große Fluthen herbeigeschwemmt worden, bald aufgeben mußte, weil durch Fluthen fortgewälzte Steine immer stumpfartig und zuletzt selbst abgerundet sind. Bei genauerer Untersuchung ihrer mineralogischen Beschaffenheit fand man, daß in den Gebirgen, aus denen jetzt die Ströme nach dem Norden von Centraleuropa fließen, gar nicht solche Steinarten vorkommen. Dagegen fand man jeit der Ost- und Nordsee und des Böttinischen Meerbusens in Finnland, Schweden und Norwegen die Felsen, von denen der Beschaffenheit nach diese Blöcke nur abstammen können.

So groß und mächtig auch die vorhin erwähnte Fluth des seine Fessel brechenden Böttinischen Binnenmeeres gewesen sein mag — sie konnte dennoch jene Blöcke nicht auf deutschen Boden gebracht haben, eben weil diese die unverkennbaren Zeichen eines ruhigen, jede gewaltthätige Verletzung ausschließenden Transports an sich tragen. Sie sehen aus, als wären sie auf ihre jetzigen Lagerstätten gefahren oder getragen oder verschifft worden — und in der That, das letztere ist geschehen, sie sind von Scandinavien herüber geschifft worden auf eiskaltem Schiffe, welche an dem Nordrande Deutschlands, der viel südlicher lag als jetzt, strandeten und ihre Fracht zu Boden fallen ließen. Die lange am falschen Orte gesuchte Erklärung ist jetzt beinahe bis zur handgreiflichen Gewißheit gelungen. Schwimmende Eisberge waren jene eiskaltem Fahrzeuge, wie solche jetzt noch alljährlich von den Eismüthen des Polarmeeres sich ablösen und südwärts durch einen Tiefstrom des Meeres in der Richtung der Neufundlandsbank getrieben werden, wo sie theils abschmelzen, theils stranden und die Blöcke fallen lassen, welche sie mitbrachten, und dadurch jene gefährliche Bank fortwährend vergrößern.

Das und bereits bekannte Kapitel von den Gletschern, welches in den letzten zwei Jahrzehnten in der Schweiz in vollkommener Weise ausgearbeitet worden ist, bietet Erklärungen dar, welche den Eistransport jener scandinavischen Blöcke zur wissenschaftlichen Unzweifelhaftigkeit erheben.

Es gilt daher jetzt als ein unangefochtener Lehrsat der Geologie, daß die jetzt auf die äußersten Polarländer beschränkten bis an den Meerespiegel herabreichenden Gesteine ehemals und zwar in verhältnißmäßig neuer Zeit bis an die Südküsten von Skandinavien reichten, und daß sich von ihnen wie heute noch in den Polarländern große Gesteinsmassen ablößten, welche nach Süden über das noch unter Wasser liegende Dänemark und Norddeutschland hinweg schwammen und theils unterwegs, theils am Ende ihrer Fahrt die Blöcke abließen, welche sie aus Skandinavien mitbrachten.

Es bedürfen nun für uns die verschiedenen Namen, mit welchen man diese Blöcke benannt hat, keine Erklärung mehr; man nennt sie Findlinge, Findlingsteine oder erratische Blöcke. Es sind ja Gebirgsabfälle, welche seit vielen Jahrtausenden aus ihrer Gelsen-Heimath entführt, jetzt auf der sandigen Klur oder mitten in einem erst später um sie erwachsenen Walde einsam liegen.

Ein Blick auf unsere Karte zeigt uns nun, daß namentlich die Schleswig-Holsteinische Halbinsel reich mit solchen erratischen, d. h. schwefenden Blöcken bestreut sein müsse, denn sie lag ja gerade in dem Wege ihres Zuges.

So fanden wir denn, daß die geologische Vorzeit Schleswig-Holsteins reich an ungewöhnlichen Momenten ist, welche einen großen Einfluß nahmen auf ihre Boden-gestaltung.

Aber auch die Gegenwart, die wir freilich seit Jahrtausenden batten, zeigt uns dort ganz besondere physische Erscheinungen. Wir müssen diesen um so mehr noch einige Aufmerksamkeiten schenken, als wir in ihnen im Einklang mit dem vorhin ausgesprochenen Erforschungsfrage bestimmende Ursachen zu der Ausprägung des Volkscharakters finden werden.

In rein nord-südlicher Erstreckung bietet die flache Westküste der Halbinsel sich dem Anprall der mächtigen Fluthwellen der Nordsee dar. Folge davon ist eine nur wenig unterbrochene Dünentreihe, welche sich von der Mündung der Eider bis an die nördliche Spitze von Jütland hinzieht und einen unbeschreiblich hohen Anblick gewährt. Mehr landeinwärts läuft parallel mit dieser eine zweite Dünentreihe, von jener an mehreren Orten 4 bis 5 Meilen entfernt. Sie ist älter als jene, und ihre Bildung fällt in die vorgeschichtliche Zeit. Der breite Landstrich zwischen diesen beiden Dünentreihen ist also allmählich durch die vorhin besprochene Hebung und zugleich durch Anschwemmung gewonnen worden. Er enthält viele flache Landseen, in denen eine üppige Pflanzenwelt wächst, welche durch hereinbrechende Fluthen zuweilen mit Sand überdeckt und so zu dem braunkohlensähnlichen Martorf Anlaß geben.

Dieser lange und breite Landgürtel ist ein wahrer Kampfplatz, auf dem der Mensch seine schwache Kraft mit der des Meeres misst; diesem bald weite Strecken fruchtbarer gemachten Landes abgewinnt, bald in einem einzigen Sturm wieder verliert. Der Unterchied zwischen Ebbe und Fluth steigt hier bis auf 8 Fuß, wodurch z. B. die 4 Meilen vom Ufer entfernte Insel Sylt zur Ebbezeit zu Fuß erreicht werden kann.

Die an manchen Stellen landeinwärts rückende Dünentreihe vertreibt an manchen Orten den Menschen sammt seinem Haufe.

Dennoch ist das Meer mehr ein Wohlthäter als ein Räuber. Es führt in seinem Wasser einen feinen Thonschlamm, den Schlick, aus welchem sich die Marsch abhebt, deren Fruchtbarkeit sprichwörtlich ist.

Dadurch ist der Landbau im höchsten Grade begünstigt. Dagegen fehlen jenseit der Eider die Nadelwälder gänzlich, obgleich sie aus einer vorgeschichtlichen Zeit ihre Ueberreste in den großen Torfmooren zurückgelassen haben.

Einen schroffen Gegensatz zu der vollkommen ebenen fruchtbaren Marsch bildet die mehr im Innern liegende hügelige unfruchtbare Geest.

Die Marsch ist baumlos, ohne Sand und Haide, ein durchaus kultivirter fruchtbarer Boden ohne Quellen und Flüsse, aber von Dämmen und schnurgeraden Kanälen durchschnitten; die Geest ist minder bebaut, stellenweise mit Laubholz bewaldet und hat Dämme, Bäche und Flüsse.

Die Dörfer liegen zwischen beiden auf dem Rande der Geest hart an der Marsch, weil die Marsch den Ueberschwemmungen ausgesetzt ist und des Landbaues wegen künstlich überschwemmt wird, und weil das Trinkwasser die Quellen der Geest liefern. In der Marsch liegen die Häuser auf künstlich aufgeworrenen Hügel von 10 bis 15 Fuß Höhe. Das Holz ist in den Marschen ein seltener Artikel, daher die Häuser möglichst ohne Holz erbaut, und statt Brennholz verwendet man einen beträchtlichen Theil des getrockneten Mistes.

Diese Andeutungen über die physische Beschaffenheit des Bodens sagen uns hinlänglich, daß dieselbe einen mächtigen Einfluß ausüben muß auf das ganze Streben des Volkes. Dabei vergessen wir nicht, uns an die so eigenthümliche Vorgesichte des Landes, die sicher mit dem Sagenreichtum desselben zusammenhängt, zu erinnern.

Wenn man dem Seefahrer nachsagt, daß er mit Leib und Seele an seinem Schiffe hängt, so ist wohl in dieser Hinsicht ein Vergleich mit dem Marschbewohner, indem in der Marsch der Schwerpunkt des Landes liegt, erlaubt. Die geheimnißvolle Kraft des Erdinneren trägt ihm seinen Boden in immer weiteren Umrißen über den Meerespiegel empor — er sieht es an den landeinwärts gewanderten Wälder-Burgen; er lebt im ewigen Kampfe mit dem Meere um sein Land, das er ihm verbannt, das er aber vor der zurückfordernden Gewalt durch die riesenmäßigen Bauten der Dämme sichern muß. Der Marschbewohner erarbeitet sich sein Leben in steter Aufmerksamkeit auf seinen Wohlthäter und Widerfaher — das Meer, wie der Seemann. Dämme und Kanäle erheischen seine unausgesetzte Sorgfalt, wie das Schiff den Seemann in unausgesetzter Thätigkeit erhält.

Es wird uns nicht mehr überraschen, wenn und Jemand sagt: der Marschbewohner hat sich sein Vaterland selbst gemacht, denn er hat den dazu vom Meere ihm zugeworfenen Stoff geordnet und gepflegt, mit Kanälen durchzogen und eingeheilt.

Können wir uns verwundern, daß er sein Vaterland liebt? daß er das freie Geschenk des heillosen Neptun sich frei erhalten will? Müßen wir die Fähigkeit unserer fernen Stammesgenossen für ihr Recht nicht anerkennen als ein Spiegelbild ihrer Unermüdblichkeit in der Behauptung ihres Bodens gegen das Andringen einer Macht, gegen welche jene politische Macht Ohnmacht ist?

Indem wir unsere schleswig-holsteinischen Brüder so begreifen, verlieren unsere Bewunderung und unser Mitgefühl für sie nichts — wir treten nur damit in den Kreis umschließenden Ring der Naturgewalt, welche sich in Allem geltend macht, auch in dem Schicksale und dem Ringen der Völker; wir treten damit auf die Sonnenhöhe des Völkerraths.

Der Wolframstahl.

Bei dem fortwährenden Steigen des Stahl- und Eisenverbrauchs ist jede Vervollkommenung in der Herstellung dieser Metallformen von allgemeiner Wichtigkeit, und ich nehme darum Veranlassung, meinen Lesern eine Mittheilung zu machen über eine neue, eine große Bedeutung verprechende Stahlsorte, den Wolframstahl.

Der Wolfram ist ein chemisches Element, wie das Eisen auch, ein metallisch glänzender, fester, fast grauer, spröder, sehr harter Körper, der an der Luft erhitzt staubblau anläuft, in Säuren ganz unauflöslich und 16 bis 18 Mal schwerer als Wasser ist. In der Natur findet er sich nie gebleigen, sondern immer mit Sauerstoff verbunden. Der Wolfram findet sich ziemlich häufig und meist auf Zinnerzgängen. Bisher hatte man noch keine Verwendung für ihn, und er wurde daher, namentlich auf Zinnerbergwerken, als nutzloser Stein mit auf die Halben gestürzt. Jetzt gewinnen diese Halben Werth und werden auf Wolfram ausgebeutet, indem ein Zufuß von 2 bis 5 Procent Wolfram zu Gußstahl diesem eine außerordentliche Härte mittheilt, ohne dessen Zähigkeit und Schweißbarkeit zu beeinträchtigen.

Die Festigkeit des Wolframstahls übersteigt nach den angestellten Versuchen alle bisher bekannten Stahlsorten; denn fünfzehn hintereinander gemachte Versuche mit der Jereissmaschine an dem k. k. polytechnischen Institute in Wien zeigten im Durchschnitt ein Widerstandsvermögen von 1158 Centner, indem ein Stab von Wolframstahl von einem Quadrat Zoll Durchschnitt erst bei dieser Belastung zerriß, was kein anderer Stahl leistet.

Namentlich für schneidende Werkzeuge wird der Wolframstahl sehr gerühmt, indem er gegen den sonst als besten anerkannten Sandstein-Stahl die vierfache Dauer der Schneidhaltigkeit besitzt, so daß er sich zu Fräsen zum Schneiden von Zahnrädern, zu Bohren, Meißeln, Durchschlägen, Drehwerkzeugen, Metallhobelmessern u. vortrefflich eignet.

Nach einer Mittheilung in „Dinglers polyt. Journal“ (Band 152, S. 178—179), nach welcher dieser kleine Artikel abgefaßt ist, gebührt Herrn Franz Mayer in Leoben in Steiermark das Verdienst, der Erste gewesen zu sein, der dieses bisher unbenutzte Metall in der Gußstahlfabrikation im Großen angewendet hat, und Wolframstahl in den verschiedensten Härtegraden und beliebigen Dimensionen in den Handel brachte, welcher sich trotz seiner Vorzüge vor dem englischen Gußstahl, die namentlich in der Feinheit und Gleichartigkeit seines Gefüges bestehen, im Preise billiger als letzterer stellt.

Die Eigenschaften der Dichte, Härte und Festigkeit theilt ein Zufuß von Wolfram auch dem Roheisen mit, weshalb annehmbar ist, daß diese Legierung sich vorzüglich zu Partwahlen und vielleicht selbst zu gezogenen Kanonen eignen wird.

Die vorzüglichsten Fundstätten des Wolfram ist Sächsisch und Böhmisches Erzgebirge. Nach einer brieflichen Mittheilung hat man ganz neuerlich auch in Schlefien ein reiches Lager von Wolfram entdeckt.

Kleinere Mittheilungen.

Ueber das innere Gefüge des Glases hat Lyndall sehr interessante Beobachtungen angestellt, aus denen hervorgeht, daß dasselbe keineswegs eine gleichmäßig dichte Masse sei, sondern ein kristallinisches Gefüge habe, daß man also nicht die Schmelzformen der Kristallformen des Wassers nennen könne, sondern daß das dichte und anscheinend ganz strukturlose Wasser ebenfalls Wasserkrystall genannt werden kann. Er ließ mittelst eines Brennglases ein Strahlenbündel durch ein Stück Eis gehen und sah dabei auf dem Durchgangwege desselben im Eise eine große Zahl glänzender Pünktchen, welche Luftbläschen glichen. Mit der Lupe betrachtet erschienen diese Pünktchen als tierliche schabblättige Blüthen mit einem metallisch glänzenden Mittelpunkt, welcher Luft enthielt, während die sechs Blüthen mit Wasser gefüllt und daher schwerer zu unterscheiden waren. Diese Blüthen waren alle in gleichen Ebenen angeordnet und dies sowohl, als die Schätzung in den Theilen der blumenartigen Figuren bemerkt die regelmäßige kristallinische Gefüge des Glases, wobei die Ebenen, in welchen die Figuren lagen, immer der Wasserfläche, in welcher das Eis sich gebildet hatte, gleichlaufend waren. Der bevorstehende Winter wird bald Gelegenheit geben, diese blühende Beobachtung zu bestätigen. (Annal. d. Chem. et Phys.)

Zierröhren in den jüngsten Erdschichten. Bisher hatte man vorweltliche Zierröhren (Zierr. Nr. 2 und 24) nur in sehr alten Gesteinsschichten gefunden, in dem untern Gliede der Trias (dem bunten Sandstein) und sogar in den noch unter der Steinkohlenformation liegenden flurischen Grauwacken-Schichten. Die entnommen namentlich aus den letzteren, die im Connecticutthale in Nordamerika gefunden worden waren, daß diese Röhren die Krallen von Vögeln aus viel älteren Perioden nachweisen, als man bisher dieselbe angenommen hatte. In neuerer Zeit nun hat man Zierröhren auch in tertiären Schichten (den jüngsten der sogenannten vorweltlichen) gefunden, in denen man auffallender Weise bisher noch keine bemerkt

hatte. In den Comptes rendus (den wöchentlichen Sitzungsberichten der Pariser Akademie) vom 11. Juli d. J. finde ich einen Bericht von J. Desnoyers über diese Funde. Er fand ihn in den Gussplatten des Palais de Montmorency bei Paris. Man hatte aus jenen Schichten bisher die versteinerten Knochen von mehr als 30 Thierarten gekannt. Unter den auf den Gussplatten aufgefundenen Thierarten sind solche, welche mit keinem der versteinerten Thierknochen in Zusammenhang zu bringen sind, unter anderen die eines riesenmäßigen (gigantesque) Bogels, welcher der Gähre des Wasserhahns (Fulica) ähnlich ist.

Verkehr.

Herrn Dr. M. in G. — Sie besuchten, daß ich in Nr. 26 erwähnte herzogliche Bibliothek eine vom Buchhändler (jetzt gestorbene) Bibliographie sei, und halten dieselbe, vorausgesetzt, daß Sie dieselbe nie ich gesehen haben, für eine Bibliographie nach einer bloßen Nachbildung des Meines. Angenommen, so wäre der englische Bibliograph auf das bestimmteste die Verantwortlichkeit seines Irrthums überlassen. Ich hatte mich damals mit dem Druck jenes Artikels als competent Quelle erlaubt, und glaubte, daß man sogar bereits hier in Leipzig Bibliothekspolizei gemacht hätte. Nicht minder hätte vor genannter Bibliothek sowohl in London wie in Leipzig sich in gleicher Weise erheben und gleiche Auskunft ertheilen. Ich habe daher immer als vordem vertheilte Bücher gegeben. Sie perspektivisch mich würdigen auf einen so großen Dank auch die Freiheit Ihrer guten Meinung über unser Blatt.

Herrn Dr. D. in K. — Ich habe Sie vor kurzem auf Ihr französisches Schreiben mit dem bezaubernden Zufall entzückend, daß es mir abzuhandeln gekommen und ich so in Unkenntnis über Ihre Absicht war. Sie werden ohne Zweifel gerade an Ihrem Wohnort irgend eine große Bibliothek finden erhalten haben. Die großen Bücher sind eine Art kleinerer Novellen, und zwar eine kleine Novelle, pr. univ. Vaucl. Eine andere Art, N. commune, welche man als kleine Novelle Collectionen auf den ersten Blick, an den ersten Blick u. liegen hat, hält das abschließende Werk für ein Werk großer Novellen. Die kleinen französischen Novellen sind, wenn sie mit dem Stilvollst auf bestimmt waren, eine Schöpfung, Chaptoula, wenn sie sich jedoch nicht zu bestimmen wage. Was meine Ansicht über das Schöne der Bücher, das dem Buchhändler in der Zeit vorzunehmen, betrifft, so ist es die, daß man sich von den ersten Worten ihres Buches her, eine außerordentlich große Reihe von Anzeigen nicht erst über die Bedeutung der Scherereien Speculationen ausdrücken können. Ich halte aber dafür, daß man auch die ersten Worte ihres Buches lesen sollte, was unterliegt der Steuern und Abgaben nicht gefanden werden wird.